

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 37 (1947)

Heft: 15

Artikel: Ein Mann ohne Ehre [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640851>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Mann ohne EHRE

Roman
von
Lisa Wenger

11. Fortsetzung

Er fuhr nicht heim, er schrieb nicht an den Präsidenten. Es gelangte kein Brief an Nini Möller. Besser, sich nicht zu rühren. Hatte der Präsident nicht gelogen, so musste ein zweiter Brief eintreffen. Er schickte einen Dienstmann nach der Rue d'Assas und wartete, gegenüber dem Haus Nr. 122 auf und ab gehend. Es war noch nichts da.

Neun Tage verstrichen, es kam keine Nachricht. Ruscht brachte seine Zeit damit zu, die Museen zu besuchen. Durch Bilder, durch Reisebücher, durch Werke, die die Schätze von Paris gezeichnet und beschrieben hatten, kannte er die Stadt besser als wohl sehr viele der meisten Einwohner. Er kannte die Geschichte, Kirchen, Kunstwerke, alles.

Ein Jammer, ging es ihm oft durch den Sinn, wenn er, was er sah, als alte Freunde begrüßte. Was hätte aus mir werden können. Und was ist aus mir geworden. Und unfehlbar stieg darnach Beatrix' Bild vor ihm auf. Er konnte wochenlang nicht an sie denken, es konnten Monate vergehen, und er streifte ihr Erinnerungsbild nicht. Geschah es aber, dann war es ihm jedesmal, als seien Liebe und Sehnsucht nicht erloschen, als sei der Schmerz um sie frisch wie vor Jahren, als müsse er und sie einmal — einmal doch — zusammenkommen. Laut und bitter hatte er gelacht — eben über das, was immer noch lebte — als er im Louvre einer kleinen spanischen Prinzessin begegnet war, die Beatrix so sehr, ach so grausam ähnlich sah.

Wieder ein Tag, und wieder keine Nachricht. Ruscht ging aus, um das Grab Napoleons zu besuchen. Der wuchtige, in dunkelrotem Marmor ausgeführte Sarkophag, in der Tiefe des Mausoleums ruhend, machte ihm grossen Eindruck.

Das zarte bläuliche Licht, das aus dem einen Fenster fiel und dem Ganzen einen Hauch von Mystischem, Unirdischem gab, die hohen Säulen mit den zerschlissenen, siegreichen, ruhmbedeckten Fahnen, und der Gedanke an dies ungewöhnlich grosse und phantastische Leben, das wie jedes Kleine auch, durch das Schwert des Todes gefällt wurde, das zugleich Unbeschreibliche des grausamen Falles, der den genialen Herrscher aus allzu grosser Höhe herabschmetterte. Und wiederum die grosse Gerechtigkeit, die den Mann zu leiden zwang, der das Schicksal und der Mörder Ungezählter gewesen, packte Ruscht und erschütterte ihn. Zugleich wurden ihm die Augen nass. Aber nicht um den Grossen da unten, sondern um seines eigenen Falles und der Jämmerlichkeit, Gemeinheit und Ehrlosigkeit willen, die ihn nun gefangen hielt.

Da stand er, ein Dieb. Und was hatte er erreichen wollen. Wie hoch flogen einst Pläne und Wünsche. Welch hohe Ziele hatte er sich gesteckt. Alles hätte er erreichen können. Alles hatte er besessen an geistigen Gütern, nichts stand dem Aufstieg im Wege, und nur das Eine hatte gefehlt. Das Eine, das sich der kleinste, der unscheinbarste Mensch bis zu seinem Tode bewahren kann: Die Verantwortlichkeit sich selbst gegenüber, das Gefühl der Ehre.

Sein Leben, sein Treiben, seine Wünsche, sein Ehrgeiz waren kleiner und kleiner geworden, endeten in Eitelkeit, Hochmut und Genussucht. Sie waren zufrieden mit Kaffeehaus, schmeichlerischen Freunden und einem behaglichen Leben, im eigenen — mit fremdem, gestohlenem Geld bezahlten Hause.

Ihn erfasste Abscheu vor solchem Abstieg.

Da stand er am Grabmal eines Grossen, er, Othmar Ruscht, der ausgezogen war, sich eine Welt zu erobern, und zu erkämpfen, was er erstrebte, mit Waffen von Blech.

Uebergrosse Reue fiel ihn an. Es tat ihm leid um sich, er weinte um sich. Es packte ihm grosses Elend, denn es war aus mit ihm.

In dieser Stunde überkam ihn die Gewissheit von dem, was er hätte erreichen können, wenn er nicht den Drachen in sich, das Ge-wurm, hätte wachsen und gross werden lassen. Er konnte sich nicht trennen von dem weltumfassenden Gewölbe. Er stand mit gesenktem Kopfe und rührte sich nicht.

*

In seinem düstern Zimmer fand er ein Telegramm: «Wir erwarten Sie. Unterredung notwendig. Es werden keinerlei Schritte gegen Sie unternommen nach Beschluss des Vorstandes. Dr. Weber.» Othmar Ruscht fuhr mit dem nächsten Zuge nach der Schweiz zurück.

*

Am Fenster des Hauses Me lo fumo standen Roland und Walter und schauten hinunter, denn da pickten Spatzen und wohl auch hie und da ein Meislein nach guten Dingen, die ihnen auf manierliche Weise in einem mit Tannenreis bekränzten Häuschen bereit und zugesadet worden waren. Das zierliche Hüpfen der dünnen Beinchen und das eifrige, leise, süsse Pipsen machten den Kindern Freude, und sie schmiedeten Pläne, wie sie später, wenn die Mutter es ihnen nicht mehr verbieten konnte, sich Vögel halten wollten. Aber nicht in Käfigen, sondern sie sollten überall umherfliegen können. Sie würden Tapeten aus Wachstuch an die Wände kleben und keine Teppiche in den Zimmern dulden. Und jeder von ihnen bezeichnete den Lieblingsvogel, den er sich halten würde.

Wie sie eifrig schauten, sahen sie am Ende der Allee einen Mann auftauchen und näher kommen, und mit einem Freudengeschrei, das die Vöglein flatternd entflogen liess, stürzten sie aus dem Hause und jagten dem Vater entgegen.

«Vater, Vater, Vater!» Das Gebrüll machte auch Nini darauf aufmerksam, dass etwas geschehen sein müsse, und sie schaute aus dem Fenster.

Othmar! Da kam er wieder. Und in dem Augenblick, da der Mann in ihr Blickfeld geraten, verschwanden Zorn und Verachtung, und alle früheren liebevollen, kritiklosen und so rasch verleugneten Gefühle waren wieder da.

Ruscht hielt seine beiden Buben fest an sich gepresst im Arm. Sie umarmten und streichelten ihn. Wie ein warmer, sommerlicher Wind umschmeichelten sie ihn mit ihrer Liebe. Sie schwatzten, lachten, erzählten und fragten, und berichteten ihre kleinen Erlebnisse wie immer. Gemeinsam, so dass Ruscht nichts verstand, und nur glücklich war und mit ihnen lachte.

Nini Möller trat aus der Türe.

Sie winkte mit ihrer fetten weissen Hand, aber sie ging ihrem fehlbaren Gatten doch mit einer gewissen Gemessenheit entgegen. Sie hielt das für angezeigt. Sie schenkte ihm allerdings ihre Liebe wieder, behielt aber doch ungefähr einen Drittelf davon zurück. Mit dieser dreibeinigen Liebe im Herzen bewillkommte und begrüsste sie den heimkehrenden Othmar. Er fühlte den Unterschied sofort. Sie war im Recht. Es war selbstverständlich. Aber es schmerzte ihn, dass Nini Möller, die getreue Gattin, ihn seiner Göttlichkeit entkleidet hatte.

Früh um sechs Uhr wachte Othmar Ruscht auf, wiederum in seinem eigenen Bett und im eigenen Hause, woran er vor zehn Tagen nie und nimmer geglaubt hätte. Erstaunt sah er aus dem Fenster.

Es ging Merkwürdiges vor am Himmel, ein Jagen und Kämpfen in den Lüften, ein Chaos von blendender Helle und trübem dunklem Grau, das über sie herfiel, sie ganz auslöschte und weiterzog, gleich einem langen Trauerschleier, schwarz und durchsichtig. Daneben strahlte der blaue Himmel, und über allem ballten sich nun weisse Wolken auf, einander übersteigend. Sie wurden zu Bergen und umarmten den Horizont, einem Riesen gleich.

Das ganze war ein unheimliches Ge-triebe, eine unsichtbar wogende Unruhe. Und nun stieg der Nebel vom See auf, heimtückisch auch er, still und unaufhaltsam steigend. Höher und höher schob er sich, alles verhüllend, alles verschlingend. Ohne Kampf und lautlos wurde er Herr über Sonne, Himmel und Erde. Geheimnisvoll, mystisch, dies Ueberwältigen des Sichtbaren durch Wesenloses, dies Vordringen einer Macht ohne Kraft.

Langsam verblassten die Berge, verschwand der See, wurden die weiter zurückliegenden Bäume des Gartens verschlungen und eingehüllt von dem Nebelgespinst, Farbe und Form verlierend, verschwanden sie... Ueberwältigt vom Unangreifbaren, Unanfassbaren. Alles blieb nun still hinter dem leise wögenden Weiss.

Ruscht empfand den unheimlichen Vor-gang mit Grauen. Angst vor der Zukunft

packte ihn, Furcht vor dem Schicksal. Dies stille Umhüllen, dies Umspinnen und unauftahlsame Vordringen, woran erinnerte es ihn? Dies Besitzergraben des Hilflosen? An das Gemeine, das sich einer Seele zu bemächtigen vermag? An eine schwere Krankheit, die langsam vordringt, das Leben untergräbt und zerstört? Oder einfach an das Schicksal des Menschen, das ihn mit Blitz und Donner erreicht und zerschmettert, oder schleichend wie der Nebel ihn erstickt?

Wie geknebelt lag Ruscht da. So wird es mir ergehen, dachte er. So ist es mir ja schon ergangen. Schon bin ich im Netz des Schicksals. Es wird mich vernichten, ich weiß es.

Es sah aber vorläufig nicht aus, als wolle Ruschts Ahnung recht behalten.

Wie das vordringende Leben stürmten seine beiden Buben herein, mit roten Wangen und glänzenden Augen und stürzten sich über den Vater.

«Es ist schön, dass du wieder da bist!» schrien sie. «Es war so langweilig und wir durften nicht aufs Eis, und nur im Garten den dummen Hügel herabschlitteln», klagte Walter die Mutter an. Roland erzählte, dass sie geweint habe. Ein Herr sei dagewesen, und darnach habe die Mutter rote Augen gehabt.

«Ich weiß es», sagte Ruscht.

«Sie hat wahrscheinlich Heimweh nach dir gehabt», gab Roland zu bedenken. «Wenn ich nicht vierzehn wäre, hätte ich auch geheult. Ohne dich ist es nichts, weißt du.»

«Wieso ist es nichts? Was ist nichts?»

«Mich freut halt nichts, wenn ich es dir nicht erzählen kann, und dich nichts fragen kann.» Der Junge kniete am Bett, und Ruscht strich ihm über die Haare.

«Lieber Kerl, Gott sei gedankt, dass ich dich habe», sagte er und seufzte.

«Und mich auch?» schrie eilig Walter.

«Natürlich, dich auch.»

«Und die Mutter auch?» fragte um der Gerechtigkeit willen der ältere.

«Selbstverständlich», nickte Othmar.

«Sie ist eine ganz gute Mutter, weißt du», erklärte Walter. «Nur schimpft sie zuviel und haut uns zuviel. Nicht wahr, Roland?»

«Das muss sein. Man könnte sich ja eurer nicht erwehren ohne Prügel.»

«Du haust uns aber nie, Vater, und es geht doch.»

«Zwei in einer Familie, die prügeln, wäre zuviel, weißt du. Einer muss sich zurückhalten», erklärte Ruscht, dem die allzurasch zufahrende bewehrte Hand seiner Frau ein Dorn im Auge war.

«Ja», sagte Roland, «der Meinung bin ich auch.» Und damit endete das Gespräch, denn die Kinder mussten zur Schule.

«Aber gelt, wenn wir heim kommen, bist du noch da?» fragte der kleinere.

«Ja, ich hoffe es.» Die Kinder gingen, und Nini Möller kam herein. Sie brachte den Kaffee, und die Frau Meier kam mit heissem Speck und Eiern. Er sollte es gut haben, der Othmar, trotz alledem, hatte Nini beschlossen.

Sie begrüßte ihren Mann überaus freundlich, mit einer leisen Spur von Ueberheblichkeit, einem kaum bemerkbaren, ihr voranschreitenden, verzeihenden Hochmut,

und einer unsichtbaren, aber fühlbaren über ihr schwelbenden Wolke von Güte. Da aber Güte ihren Charakter nicht ändert, gehe es gut oder gehe es schlecht, und dieselbe stets bleibt, so war es wohl nicht Güte, sondern ein wenig Komödie, was Nini heute spielte.

• Sie setzte sich an sein Bett.

«Und nun erzähle ein wenig von Paris», bat sie. «Vom Traurigen haben wir gestern genug gesprochen. Warst du im Theater? Hast du die Ivette Gilbert gesehen? Warst du in den Folies Bergères?»

Aber Ruscht war wortkarg. Doch erzählte er von den kleinen, hübschen und lächerlichen Erfindungen für zwei oder vier Sous, die man zur Weihnachtszeit auf den Boulevards anbot. Er erzählte vom Präsidenten, den er ganz in der Nähe gesehen. Von den kleinen Dampfschiffen, «Mouches» genannt, sprach er; kam dabei auf Maupassant zu sprechen, dessen reizende Erzählung von der Mouche, der Grisette, ihn von je bezaubert habe. Nini kannte die Novelle nicht:

Er sprach und erzählte. Nur über das, was ihn ganz erfüllte, schwieg er. Nini fragte nicht.

Als sie gegangen war, ergab Ruscht sich wieder seinen Grübeleien. Ihm drohte die Unterredung mit den Herren des Vorstandes.

Als ein Angeklagter musste er vor ihnen erscheinen. Als ein Ueberführer. Ihm schlug das Herz wie ein Hammer, wenn er sich die Lage vorstellte, in die er sich selbst gebracht hatte. Es überkam ihn eine Art von Scham, aber nicht jene des reuigen Sünder, sondern die mit dem Zorn des Ungeschickten erfüllten, der seine Sache schlecht eingefädelt hat.

An die Grabstätte Napoleons mochte er nicht denken. Er fühlte allzuschärft den Unterschied zwischen einem Grossen und einem Kleinen, einem Weltbewegenden und einem wie er einer war, einem Nichts.

Er hielt es liegend nicht mehr aus, sprang aus dem Bett und kleidete sich mit Bedacht an wie immer. Er wusste es von jener, wie anders ein sorgfältig gekleideter Mann wirkt, als einer, der nicht aufzutreten weiß, und sich nicht pflegt.

Unterwegs schien ihm die Welt verändert zu sein. Es gefiel ihm nichts, es freute ihn nichts, er achtete nicht mehr auf das kämpfende Treiben am Horizont. Verächtlich schien ihm die ganze Menschheit zu sein, verächtlich vor allem war er sich selbst, er, der sich stets als der Punkt im All vorgekommen war. Möglich, dass der Mensch sich allezeit als der Mittelpunkt des Seins vorkommen muss, möglich, dass er ohne diesen Stützpunkt seiner Winzigkeit erliegen würde.

Ruscht hatte ihn verloren. Seine Kläglichkeit erdrückte ihn. Das ideale Bild, das ein jeder von sich selbst unbewusst im Herzen mit sich trägt, war zerstört.

Unter dem Druck der drohenden Verachtung jener, die er hochgeschätzt, verlor er den letzten Rest von Würde sich selbst gegenüber.

Herrgott! sagte er sich entsetzt, was kommt da für ein Mensch daher! Ein Ungetreuer, ein Verächtlicher, ein Dieb mit einem Wort.

In dieser Stimmung und Verfassung lan-

dete er beim Kunsthause. Er zögerte. Er wartete. Er ging hin und her. Endlich betrat er es. Unten wartete die Sekretärin auf ihn und führte ihn in ihr kleines Arbeitszimmer. Doktor Weber stand dort am Fenster. Er wandte sich um. Er grüßte, doch reichte er Ruscht die Hand nicht. Er bat ihn nicht, sich zu setzen. Er kam sofort zur Sache und machte wenig Worte.

Was der Vorstand beschlossen habe, begann er, sei durch Brief und Telegramm bestätigt worden. Zu verdanken habe er, Ruscht, diese ungewöhnliche Milde dem Herrn Präsidenten Usteri. Er selbst habe sich schwer zu ihr bekennen können. Ueber das schmähliche Vorkommnis Worte zu verlieren erübrige sich als zwecklos. Was jedoch Ruschts Stellung hier betreffe, so habe er sich bis zum ersten Juli zur Verfügung zu halten, da die Kunstgesellschaft Zeit verlange, um einen neuen Kustos zu finden, und jenem, um sich einzugewöhnen. Bis dahin habe Herr Ruscht wie bisher seinen Obliegenheiten nachzukommen. Sein Honorar bleibe bis zum ersten Juli dasselbe.

Die Unannehmlichkeiten, die aus seinem... seinem... Benehmen entstanden seien, dürften als widerwärtig bezeichnet werden, als unangenehmes Versteckenspiel, dem sowohl der Präsident als sie alle kaum gewachsen seien. Man trachte darnach, die ganze Sache dem grossen Publikum vorzuhalten um des notwendigen Vertrauens willen, ohne das eine Gesellschaft wie diese hier nicht existieren könnte. Man gedenke, tiefstes Schweigen zu wahren. Der Chauffeur und seine Frau allein wüssten von dem Vorgang in der Gasse, dem Aufladen der Bilder. Anderes wüssten auch sie nicht.

Ruscht schwieg.

Das ausserordentliche Manko werde von den sechs Herren des Vorstandes getragen, im Falle es Herrn Ruscht interessieren sollte, davon zu hören?

Ruscht rührte sich nicht. Er war erstarrt, erdrückt, erstickt.

Doktor Weber sprach nicht weiter, da er gesagt, was zu sagen war. Der Mann, der da stand, war ihm widerlich geworden. Er verabschiedete ihn kurz, und ging, kaum grüssend.

Seine Mediationen liessen keinen Zweifel aufkommen darüber, wie er den Gefallenen beurteilte. Sein Zorn und Missmut machten sich in Sentenzen Luft wie: Hochmut kommt vor dem Fall. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Und zuletzt fiel ihm Goethes Wort ein — er dachte an Nini Möller — der sich geäussert, dass man an der Frau, die der Mann sich wähle, erkennen könne, wes Geistes Kind er sei, und ob er den eigenen Wert fühle.

Und dieser Kerl, und die Frau, die er daheim hatte — weiß Gott, seinen eigenen Wert kann der nie gefühlt haben!

Er hätte sich einfacher fassen können: Du sollst nicht stehlen. Aber in seiner Empörung um den so hoch geschätzten und so tief gefallenen Mann, ging es ihm nicht um die Einfachheit.

Ruscht ging als Bettler nach Hause, als ein Mann, der verjagt worden war und Almosen nehmen musste. Sechs Monate hatte er noch im Kunsthause zu bleiben.

Es wurde ihm nichts erspart. Er sollte nicht einmal den Ort wechseln können, der



Frühling am Thunersee

Spiez, im Hintergrund der Niesen

Photo W. Nydegger

Häb frohe Muet!

So het doch ds Müetti albe glehrt,
wenn «eis» isch trurig gsi.
Und geits der itz o chli verkehrt,
blib zfriede glich derbi.
Lueg nume, s'chunnt scho wieder guet.
Häb frohe Muet!

Scho mängisch han-n-i sithär dänkt,
wie rächt het ds Müetti gha.

Es würde Fröid und Leid eim gschanckt,
und beides muess me ha.

Gloub nume, s'chunnt gwüss wieder

Häb frohe Muet! [guet.]

Grad so wie ds Müetti üs het gseit,
sim Rat wei folge mir.

Und ob es sunnet oder schneit,
mir müessee doch derdür.

Es Stimqli tönt: s'chunt wieder guet.

Häb frohe Muet!

ERNA MEISTER

ihn täglich mit schweigendem Hohn empfan-
gen würde.

Mit glatter Stirne würde er umherzuge-
hen haben am Ort seines Verderbens, wo ihn
jeder Schritt unter den Sohlen brennen
musste.

Die Bilder waren ihm Gespenster gewor-
den, und den Kellerraum III vermochte er
kaum in Gedanken zu betreten, nicht wie die
Mörder, die es an den Ort ihrer Tat zieht,
und den sie aufsuchen.

Ein Mörder war auch er, wenn auch kein
Blut geflossen war. Alles, was sein war, was
er liebte, was er geschaffen, Ansehen, Stel-
lung, Haus, Frau und Kinder, alles stand
auf dem Spiel, oder war schon verloren.
Noch schien es da zu sein, noch fiel nichts
zusammen, aber der Boden wankte. —

Ruscht ging wie immer ein und aus im
Kunsthaus. Er wurde noch immer um sein
Urteil angegangen. Er wurde begrüßt, einge-
laden und geehrt. Stets von neuem sprach
man von seinem Buch: Nutzen und
Schaden der Kritik. Es wurde viel gekauft,
und schon übersetzt. Er hatte einen Ehren-
preis dafür erhalten. Sein Haus wurde nach
wie vor von Künstlern und Kunstreunden
aufgesucht und bewundert.

Seine Kinder liebten ihn wie von je, und
Nini Möller gewöhnte sich langsam daran,
einen Dieb als Gatten zu lieben. Alles war
wie vorher.

Nur er selbst war ein anderer geworden.
Er allein wusste, wie alles stand. Er wusste,
dass man ihn hier duldet, weil es notwendig
war und das Haus ihn brauchte. Er war sich
bewusst, dass sechs der angesehensten Männer
der Stadt ihm Veruntreuung nachsagten
und nachweisen konnten, so bald und oft es
ihnen beliebte.

Er, der nicht gewusst, wohin mit seinem
Hochmut, seinem Ehrgeiz, seinem Stolz,
sollte nun täglich eine Maske tragen und sich
dem eigenen Bewusstsein gegenüber ständig
demütigen?

Oft verzweifelte er und wusste nicht,
sollte er alles zusammenschlagen, oder sich
das Leben nehmen? Er tat keines von beiden.

Als er wieder täglich, um nicht aufzufallen,
im Café Benjamin sass, und mit Re-
den und geistreichem Behaupten und Dis-
kutieren seine Stunden verbrachte wie frü-
her, entschloss er sich eines Tages, dieses ver-
logene Leben nicht einen Tag weiter zu
führen als es durchaus notwendig war. Er
suchte unter der Hand nach einer andern
Stellung, und zwar in seinem Vaterland. Seit
Jahren hätte er dorthin zurückkehren kön-
nen, denn nach dem Tode der beiden Kaiser
war Amnestie für politische Flüchtlinge und
Deserteure ausgesprochen worden. Ihm war
aber wohl, und er blieb. Ibi bene — er kannte
seine lateinischen Sprichwörter.

In der Schweiz selbst wagte er nicht, sich
zu irgendeiner höhern Stellung zu melden,
da man allzuleicht Auskunft über ihn erhal-
ten konnte. Er wollte nach Berlin. In grossen
Städten verliert man sich leicht. Mit Vor-
sicht lässt sich jahrelang da hausen, ohne
ausgegraben zu werden,

Er würde wieder Stunden geben. Viel-
leicht eine kleine private Lateinschule grün-
den. Ausgezeichnete Empfehlungen und
Zeugnisse besass er im Ueberfluss. Er würde
sich bald wieder emporgearbeitet haben, und
die Gelegenheiten dazu waren unendlich viel
grösser als in Zürich. (Fortsetzung folgt)